

## Gastkolumne

# Kulturpolitik zwischen Illusion und Überforderung

Gibt es zu viele ausgebildete Künstler in der Schweiz?

Ja, sagt der Bundesrat.

Eine Erkenntnis ohne Folgen.



Pius Knüsel

Dem Bundesrat ist ein mutiger Gedanke in die Kulturbotschaft 2025 bis 2028 geruscht. Ob unsere Kunsthochschulen möglicherweise zu viele Absolventen hervorbrächten, die dann ohne Brot blieben? Ob nicht etwa die IT-Branche lukrativere Perspektiven biete und man die Talente dorthin lenken sollte?

Der Protest der Kulturszene folgte auf dem Fuss. Es herrsche in diesem Lande Bildungsfreiheit, liess sie verlauten, jeder und jedem müsse die Verwirklichung seiner Potenziale gestattet sein. Selbst die Kantone plädierten gegen Eingriffe, leben ihre Kunsthochschulen doch von der Anzahl Studierender.

Auch der Hauch eines Numerus clausus in den Kunstausbildungen ist damit vom Tisch. Eigentlich eine Lappalie, wenn sie nicht so bezeichnend wäre für den Zustand unserer Kulturpolitik: für deren Erstarrung. Kulturpolitik ist zu einer unmöglichen Politik geworden, sie sitzt fest zwischen Versprechen, Förderung und Selbstüberforderung, zwischen Neuerfindung im Zeichen von Alterung und Migration hier und Besitzstandswahrung dort.

Warum den Ausgleich nicht der Nachfrage überlassen? Weil im Unterschied zu allen anderen Berufen mit der Künstlerexistenz der implizite Anspruch auf Förderung einhergeht. Seit der Erfindung der «Creative

Class» durch den amerikanischen Soziologen Richard Florida in den neunziger Jahren gelten Künstler als urbane Heilsbringer. Wo Kultur, da Leben, da Geschäft.

Daraus ist das Konzept der Kreativindustrie erwachsen, die zwischen Kunst und Geld Brücken zu bauen verspricht und erheblichen Einfluss auf Stadt- wie Regionalplanung gewonnen hat: Sie propagiert Kultur als finanzielles Perpetuum mobile, das marode Städte wiederbelebt. Kein Zufall, ist die Zahl der Kulturpreise in den letzten 20 Jahren rapide gewachsen - jeder ist ein Anreiz, sich der Künstlerkarriere hinzugeben. Preise werben für Kunst als Beruf: Mach, Anerkennung wartet! Deshalb die Explosion der Absolventenzahlen seit der Jahrtausendwende.

Nicht überraschend findet sich der Staat nun in der Klemme: freie Berufswahl als Teil der Demokratisierung des Kultursektors hier, steigender Druck auf die Förderung als Überlebenshilfe dort. Ein schrumpfendes Publikum für ein wachsendes Angebot hier, entsprechend mehr Nachfrage nach Finanzhilfe von Veranstaltern dort. Die erste Illusion, es könne nie genug Kunst geben, ist geplatzt.

Kulturpolitik als Stadtentwicklung hat nicht dazu beigetragen, ausreichend Arbeitsplätze für Kreative zu schaffen. So etwas hätte nämlich eine Dezentralisierung der Kulturproduktion erfordert: viele verteilte Kulturhäuser oder mobile Truppen im kleinen Format näher am Publikum als die wenigen Paläste der Tradition. Vielleicht auch eine breite Förderung von temporären Strukturen, ähnlich den Pop-up-Läden. Wieder nein. Auch die neue Kulturpolitik hat sich, nachdem die Alternativen in den verlassenen Fabriken und Reitställen verstaubt waren, wieder dem bürgerlichen Reputationskon-



Die Kreativindustrie propagiert Kultur als finanzielles Perpetuum mobile, das marode Städte wiederbelebt.

zept zugewandt. Nie ging es den Opernhäusern, Stadttheatern, Museen und Orchestern finanziell besser als in den letzten 20 Jahren! Wird investiert, dann hier, im Zeichen des Standortwettbewerbs.

So platzte die zweite Illusion, dass es der Kulturpolitik der letzten Jahrzehnte um neue Inhalte gegangen sei. Im Gegenteil: Da Politik die Freiheit der Kunst respektieren muss, bleibt ihr nur die Ökonomie. War staatliche Hilfe als Schutz vor dem Markt gedacht, so entwickelte sie sich zu einem neuen Stressfaktor. Der Markt ist jetzt ein Finanzierungsmarkt, auf dem unerbittliche Konkurrenz herrscht. Den Förderstellen, mit einer Überzahl von Anträgen konfrontiert, bleibt als letzter Masstab nur wieder der vermutete Erfolg. Ein gut besuchtes Event ist das beste Argument für seine künftige Finanzierung. Kunst braucht halt doch Publikum!

Die dritte Illusion: Mit mehr Geld sei das Problem zu lösen. Nein. Die Kreativen existieren nur als Teile von Organismen, zu denen auch Veranstalter, Hilfspersonal, Verlegerinnen gehören. Die Frage, ob es zu viele Künstler gebe, entscheidet sich an der Absorptionskraft dieser Organismen. Und die wiederum hängt vom Publikumszuspruch ab. Eine Kulturpolitik, die mehr als die Verwaltung von Illusionen sein will, liegt deshalb in unser aller Händen. Sie geschieht, wenn wir Laien möglichst häufig ins Konzert gehen oder zum Buch greifen. Und die Nachbarn auch gleich einladen. Falls es trotzdem nicht für alle reicht: Ja, die IT-Branche sucht verzweifelt talentierte Denker! Der kreative Imperativ kommt bekanntlich aus der Wirtschaft, nicht aus der Kultur.

Pius Knüsel ist Kulturarbeiter und Erwachsenenbildner. Er lebt in Zürich.



## Medienkritik

## Was? Wer hätte das gedacht?



Aline Wanner

Wenn Journalisten Fachwissen brauchen oder gerade selbst nicht denken mögen, konsultieren sie gerne Experten. Nun muss das nicht unbedingt falsch sein, manchmal bringt so ein Gespräch tatsächlich Erkenntnisse, stellt die These infrage oder schärft zumindest die eigenen Gedanken.

Häufiger aber passiert etwas Ähnliches wie diese Woche im «Tages-Anzeiger»: Eine Tourismusexpertin ergänzte bescheidene Kommentare zu einem Artikel über Hotelbewertungen (eine lustige Idee, leider verfasst im lieblos standardisierten Aufbau und Ton der «Tagi»-Rechercheabteilung). Es ging also um Beliebtheit von Hotels, und die Forscherin wies darauf hin, dass Hotelketten unbeliebter seien als unabhängige Betriebe. Oder dass, wer länger auswärts übernachtet, mehr Zeit in die Suche der Unterkunft investiere. Wer hätte das gedacht?

Besonders populär sind Experten beim Fernsehen SRF. Dort hat es - neben dem notorischen Bemühen um Ausgeglichenheit - natürlich auch formale Gründe: In einer Fernsehsendung braucht es immer ein Bild und darum einen vor der Kamera, der sagt, was der dahinter denkt.

So bemühten diese Woche Journalisten der Nachrichtensendung «10 vor 10» eine Amerikanistin der Universität St. Gallen, die ausführte, dass die Polarisierung in der amerikanischen Politik sich verschärfe. «Der Stil wird immer konfrontativer.» Wer hätte das gedacht?

Die schrägsten Experten sind jene, die Journalisten anonym zitieren, ein häufiges Phänomen bei der Berichterstattung über das englische Königshaus. So prognostizierte diese Woche in einem Artikel des Onlineportals Nau ein «Royal-Kenner», dass eine Wiedervereinigung mit der Familie für Prinz Harry und Meghan Markle das «Tor zurück in den königlichen Haushalt» sein könnte. Wer hätte das erfahren wollen?

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

## 49 Prozent

## Es lebe die Gendermedizin!



Patrick Imhasly

Wer sich «Gender» auf die Fahnen schreibt, hat heute oft mit Gegenwind zu kämpfen. Der Begriff ist ein Reizwort geworden, verständlicherweise. Genderneutrale Toiletten überall, wobei einem schleierhaft bleibt, warum Frauen diesen intimen Ort mit fremden Männern teilen wollen sollten; Kinder, die angehalten werden, «Elternteil» statt «Mama» und «Papa» zu sagen; oder Gymnasiasten, die sich als Vertreter eines patriarchalen Systems abkanzeln lassen müssen, wenn sie einer Schulkollegin ihren Sitzplatz an der Sonne anbieten - man mag es nicht mehr hören. Deshalb ist es zu bedauern, wenn ausgerechnet jene Disziplin mit dem umstrittenen Begriff hantiert, die für

Frauen wie Männer bedeutsamer ist, als wohl viele denken: die Gendermedizin.

In medizinischen Belangen gibt es erstaunliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern, wie die Wissenschaft erst in jüngster Zeit herausgefunden hat. Hätten Sie gewusst, dass sich zum Beispiel nicht nur die Muskelmasse und der Wasserhaushalt von Frauen und Männern unterscheidet, sondern auch die Tätigkeit des Darms? Das führe dazu, dass Medikamente länger im weiblichen Darm verweilen und es bei ihnen daher öfter zu Überdosierungen komme, erklärte die Ärztin Catherine Gebhard in der «Schweizerischen Ärztezeitung». Zudem zeigen sich bei Frauen Anzeichen eines Herzinfarkts oft anders als in Lehrbüchern beschrieben - nicht mit heftigen Schmerzen in der Brust, die in den linken Arm ausstrahlen, sondern häufiger mit unspezifischen Symptomen wie Unwohlsein.

Von einer Medizin, die sich gezielter um die Eigenheiten der Geschlechter kümmert, können aber auch die Männer profitieren. Von ihnen weiss man zum Beispiel, dass sie sich schlechter ernähren, sich weniger gut an Therapievorgaben und Medikamentenver-

ordnungen halten und Vorsorgeuntersuchungen gerne schleifen lassen - weshalb die vorzeitige Sterblichkeit bei Männern in Europa doppelt so hoch ist wie bei Frauen. Relevant ist auch die Erkenntnis, dass Essstörungen wie Binge-Eating, Bulimie und Magersucht gar nicht so selten auch bei Knaben und Männern auftreten - obwohl sie als klassische Frauenkrankheiten gelten.

Eines der Probleme bestehe darin, dass die medizinische Forschung auf einen durchschnittlich 70 Kilogramm schweren Mann ausgerichtet sei, sagt Catherine Gebhard. Deshalb fehlten oft Daten, um eine Medizin in die Tat umzusetzen, die den Geschlechtern besser gerecht werde. Tatsächlich gibt es in Medikamentenstudien häufig viel weniger Probandinnen als Probanden. Das rührt aber nicht daher, dass eine von Männern dominierte medizinische Forschung grundsätzlich sexistisch wäre. Vielmehr sind die Hürden oft gross, Frauen in solche Studien einzuschliessen, weil sie in dieser Zeit schwanger werden könnten und das werdende Leben besonders geschützt werden muss.

Die Männer sollten der Gendermedizin mehr Interesse entgegenbringen. Wer kennt



Wer kennt das nicht: Frauen, deren Blicke sich furchterregend verdüstern?

das nicht: Frauen, deren Blicke sich furchterregend verdüstern, deren Stimmung sich schlagartig verändert und denen ein Mann nichts, aber auch gar nichts mehr recht machen kann? Wie ein Forschungsteam jetzt herausgefunden hat, könnte dafür die Wirkung von Insulin während des Menstruationszyklus verantwortlich sein. Es hat sich gezeigt, dass das Gehirn von Frauen vor dem Eisprung sehr empfindlich auf das körpereigene Hormon reagiert, danach hingegen nicht mehr. Und das - so die Hypothese - könnte nicht nur erklären, weshalb Frauen mit Typ-1-Diabetes je nach Phase in ihrem Zyklus anders auf die entsprechenden Medikamente reagieren - sondern auch, woher die kryptischen Stimmungsschwankungen stammen, die schon manch einen Mann zur Verzweiflung gebracht haben.

Das Präfix «Gender» mag sonst für viel Unsinn stehen, hier aber ist das anders. Sich auf die Gendermedizin einzulassen, lohnt sich, gerade für Männer - nur schon, um den Frieden im trauten Heim zu bewahren.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».